

Requiem auf die Zukunft

Wie schreibt man einen Roman über die Klimakatastrophe

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das erste Mal von globaler Erwärmung gehört habe. Es erscheint mir als Thema so vertraut, als begleite es mich schon ein Leben lang, aber natürlich kann das nicht stimmen, es können nicht mehr als fünfzehn Jahre sein. Und gewiß hat es einige Jahre gedauert, bis ich dieses Thema ernst genommen habe. An die grausamen Folgen der Desertifikation besitze ich hingegen Jugenderinnerungen. Einer meiner ersten Texte entstand unter dem Eindruck einer Klassenfahrt durch Dürregebiete zum Turkana-See in Nordkenia. Es war eine pathosgeladene Elegie über finales Unrecht und extremste Armut, betitelt „Die Trauer vertrockneter Flüsse“. Der Anblick von ausgemergelten Menschen begleitete mich noch Monate später, es dauerte eine Weile, bis ich die tiefe Beunruhigung verdrängt hatte. Anfänglich konnte ich mir die konkreten Folgen der globalen Erwärmung schwer vorstellen, statt dessen kam mir eine Frau aus dem Norden Kenias in den Sinn, deren Haut von den Knochen hinabhing und die sich an meinem Arm festkrallte, während sie unablässig forderte, daß ich mich nicht entferne, bevor wir nicht die Dürre gemeinsam überwunden hätten. Ein Grad oder zwei Grad, sechzig Zentimeter oder achtzig Zentimeter, 450 oder 500 parts per million, die extrapolierten und zudem heftig umstrittenen Werte implizierten zwar bedrohliche Folgen, aber sie waren für mich nicht spürbar und nicht sichtbar. Meine Phantasie entzündete sich nicht. Als Bürger war ich ratlos, als Schriftsteller war ich angewiesen auf fremde Visionen.

Wahrscheinlich hätte ich niemals begonnen, einen Roman über dieses Thema zu verfassen, wäre ich nicht von einem Traum heimgesucht worden, besser gesagt von einem Alptraum: Ein Mann liegt auf einer Geröllhalde, umgeben von einem Gletscher, der nicht mehr existiert. Der Mann ist Glaziologe, er hat das Objekt seiner wissenschaftlichen Leidenschaft für immer verloren. Er ist unendlich traurig und ratlos. So weit der Traum, unvergesslich, da in keinem Aspekt meinem eigenen Leben entsprungen. Der Mann war mir unbekannt, und ich kannte zu jenem Zeitpunkt keinen einzigen Gletscherforscher, ich

hatte mich noch nie näher mit Gletschern beschäftigt. Jahre zuvor war ich zur Quelle des Ganges am Gangotri-Gletscher gereist und hatte ohne weiter darüber nachzudenken geschrieben, „die Gletscher im Himalaja tauen auf, als habe der Mensch das Tiefkühlfach offengelassen“. Auch hatte ich vermerkt, daß in der jahrtausendealten Schrift „Brahmavaivarta Purana“ vorausgesagt wird, daß sich eines Tages die Ganges (Flüsse in Indien sind heilig und weiblich), wenn es der Sünden zu viele werden, die in ihr abgewaschen werden, unter der Erdoberfläche verstecken wird. Neulich hat es übrigens diesbezüglich eine mediale Entwarnung gegeben: dies werde nicht schon wie fälschlich postuliert im Jahre 2035, sondern erst gegen 2050 geschehen. Ansonsten hatte ich zum Zeitpunkt des Traumes keinerlei Berührung mit Gletschern.

Der Alptraum ließ sich nicht verdrängen. Je öfter ich an den Menschen, der seinen Gletscher verloren hatte, dachte, desto tiefer versank er in eine Sinnkrise und Zivilisationskepsis, in eine weitreichende Ablehnung unserer Wirtschaftsweise, Lebensart und Spiritualität. Um Meister Goethe zu paraphrasieren:

Er sprach zu mir, er sang zu mir;

Da war's um mich geschehn;

Halb zog er mich, halb sank ich hin

Und ward kaum noch gesehn.

Gemeinsam begaben wir uns auf die Suche nach Erlösung oder Heilung und fanden sie vorübergehend an jenem Ort, an dem Eis und Gletscher (noch) nicht von der Großen Schmelze bedroht sind, in der Antarktis. Also heuert der ehemalige Glaziologe auf einem Kreuzfahrtschiff an, als Lektor, als Fachmann, als Führer. Doch so sehr ihn die Unberührtheit der Antarktis beseelt, so sehr bekümmert ihn das Wissen um ihr Schicksal, sollte sich der Mensch einmal ihrer bemächtigen. Visionen von ihrer Vergewaltigung und Plünderung belagern ihn, ausgelöst von Kleinigkeiten, von einer Zigarette, die ein Soldat zwischen Pinguinen wegwirft, von der Havarie eines anderen Schiffes und von den arroganten oder unbedachten Äußerungen der Passagiere an Bord. Die Antarktis ist der letzte heilige Hain auf Erden – die Vorstellung

seiner Zerstörung ist für den Gletscherforscher unerträglich. Er muß verhindern, daß die Menschheit weiter in die Antarktis eindringt.

Während die Anrainerstaaten es nicht erwarten können, die Bodenschätze der Arktis abzubauen (in den letzten Jahren hat es deswegen diplomatischen Streit zwischen Russland und den USA und fast ein kriegerisches Scharmützel zwischen Kanada und Dänemark gegeben), gilt der Antarktis-Vertrag, der jegliche wirtschaftliche Nutzung untersagt und territoriale Ansprüche einfriert, immerhin bis 2048. Während mit dem Ende der Arktis schon nüchtern gerechnet wird, läßt sich die Antarktis noch retten. Diese Dichotomie wird den Aufbau des Romans bestimmen. Eine manichäische Struktur. In den Worten der Hauptfigur klingt es folgendermaßen:

„ Arktis und Antarktis, meine Damen und Herren, wir reden über extreme Gegensätze. Einerseits saisonales Eis, andererseits Festland, einerseits unaufhaltsame Schmelze, andererseits ein viertausend Meter tiefer Eisschild. Einerseits zum Untergang verdammt, andererseits leidlich geschützt und noch nicht verloren. Einerseits Spiegel unserer Destruktivität, andererseits Symbol unserer Erleuchtung. Bringen wir es auf den Punkt: oben böse, unten gut, oben Hölle, unten Himmel. Wir reden, meine Damen und Herren, von den zwei Polen unserer Zukunft.“

Es ist einfach, eine Idee zu haben. Es ist nicht schwer, sie mit den Realitäten abzugleichen, sie mit Plausibilität und Glaubwürdigkeit einzufärben. Größere Schwierigkeiten tauchen auf, wenn man sie umzusetzen beginnt. Beim Schreiben verfestigen sich nicht nur die Gedanken, es reifen auch die Probleme. Wie schreibt man über die Antarktis, einen Ort, den man nur im Vorbeitreiben besuchen kann? Wie schreibt man über die letzte Terra Nullius, ein Land, das zu keinem Staat gehört und von niemandem bewohnt wird? Wie schreibt man über eine Landschaft, die in der Literatur bislang kaum vorkommt – was der Mensch nicht bevölkert, beschreibt er selten. Durchsucht man die Weltliteratur nach den Stichworten „Eisberg“ oder „Gletscher“ findet man erstaunlich wenig Treffer. Kaum ein Autor hat sich der Antarktis zugewandt. Der amerikanische Schriftsteller Nathaniel Hawthorne durfte bei

der berühmten Wilkes-Expedition nicht mitreisen, weil „der Stil, in dem dieser Gentleman schreibt, zu wortreich und verziert ist, um einen echten und vernünftigen Eindruck der Atmosphäre auf der Expedition zu vermitteln. Darüber hinaus wird ein Herr, der so talentiert und kultiviert ist, wie der genannte Mr. Hawthorne, niemals die nationale und militärische Bedeutung irgendwelcher Entdeckungen erfassen.“ So erklärte ein US-amerikanischer Abgeordneter, denn die Frage, ob ein Autor in die Antarktis darf, wurde damals vom Parlament diskutiert. Ich hingegen mußte nur eine E-Mail an eine norwegische Reederei schreiben.

Ein Schiff als Schauplatz des fiktiven Geschehens, ein Nicht-Ort in Bewegung, mit ungewissem Ziel. Für eine sich zuspitzende Tragödie ist das Schiff ein prototypischer Schauplatz, isoliert, auf bedrohlich hoher See fernab vom üblichen, kontrollierten Fluß des Lebens, ein geschlossener Raum, in dem die Repräsentanten der Menschheit ihrer Narretei frönen. So konzipierte es schon Sebastian Brant in seiner Moralsatire „Das Narrenschiff“ aus dem Jahre 1494. Brants deftige Mischung aus Klage und Belehrung stellt die sieben Todsünden in den Mittelpunkt, von denen nur zwei von aktueller Bedeutung und für den Roman relevant sind: Hochmut und Völlerei. Knapp 500 Jahre später hat Katherine Porter ein Remake verfaßt, „Ship of Fools“, die Vision eines Schiffes, wie sie selbst erklärte, als „universales Bild des Schiffs dieser Welt auf seiner Reise in die Ewigkeit“, mit Zwischenstation in der schon absehbaren Hölle des Nationalsozialismus. An dem universalen Bild hat sich nichts geändert, nur an der Vorstellung von Ewigkeit.

Also schiffte ich mich ein, auf einem jener Luxuskreuzer, die im Sommer des Südens von Ushuaia im tiefsten Patagonien zur antarktischen Halbinsel aufbrechen. Wir fuhren den Beagle-Kanal hinab, die geographischen Punkte hießen Mount Misery und Cape Deceit, Last Hope Bay und Fury Island. Das war, literarisch gesehen, ein gutes Zeichen. Bald schon erlag ich der Poesie einer unbekannten Landschaft. Und die eigene Sprache beeilte sich, dieser Erfahrung zu genügen:

„Wenn ich früh aufwache, laufe ich auf dem Außendeck meine sechzig Runden, schnellen Schrittes, im schläfrigen Graulicht. Um mich herum kreisen die Gewässer um die Antarktis, der Ozean und ein Aufgeweckter drehen ihre Runden, im Uhrzeigersinn, wie vor Jahr und Jahrzehnt in den Tempeln zu Ladakh, wo wir uns angewöhnten, frühmorgens, bevor der zermürbende Arbeitstag begann, das Heilige zu umrunden, nicht um uns bei den Einheimischen einzuschmeicheln, wie uns die Spießer vorwarfen, stets bereit, jede Horizonterweiterung als Anbiederung abzutun, sondern weil es uns einleuchtete, unseren kleinen Beitrag zur Wahrung des kosmischen Gleichgewichts zu leisten. Das Wasser ächzt, wie Magma, die Wellen nur wenige Meter hoch, unsere ist eine vergleichsweise ruhige Überfahrt; normalerweise ist die Drake Passage immer für einen Sturm gut, den man erleiden muß, bevor man in die paradiesische Ruhe von Terra Nullius gleitet, in das Auge des Hurrikans, ich drehe mich synchron mit dem Zirkumpolarstrom, der einhundertfünfzig Millionen Tonnen Wasser schleudert, Vögel gleiten durch das Zwielficht, schneiden mit scharfen Flügeln durch die Kaltluft, zwei Kreisläufe bilden eine liegende Acht, weiße Sturmvögel steigen auf in steilen Bögen, schwarze Sturmvögel fallen hinab wie rasche Entscheidungen, sie verschwinden in den Futtertrögen zwischen den Wellen, hinter glimmenden Kämmen, und ich kreise weiter, mit jedem meiner Schritte gerät das Schiff unter meinen Füßen in Vergessenheit.“

Die Antarktis ist nicht leicht zu (be)greifen. Erst seit zwanzig Jahren (als etwa so lange, wie wir von den realen Gefahren der Klimaerwärmung wissen) werben niedliche Pinguine Touristen an. Davor war die Antarktis fast unzugänglich. Bedrohlich gar, wie in dem polynesischen Mythos über Ui-TeRangirao, der im sechsten Jahrhundert nach Süden segelte, weiter als je ein Krieger zuvor, bis der Ozean stockte und dann fest wurde, so fest und so kalt, daß der Held sich mit Schaudern abwandte und heimkehrte. Die Entdeckungsreisen von Amundsen und Scott sind mythisch, weil in der Realität nicht nachvollziehbar. Shackleton erschien lange Zeit als phantasmagorische Figur, die Antarktis die Erfindung eines Edgar Allan Poe. Immer noch stößt man hier auf die letzte Grenze der Zivilisation, auf die letzte Wildnis.

Mein Lieblingsgedicht als Jugendlicher war „The Rime of the Ancient Mariner“. Der Dichter Samuel Coleridge hatte nie einen Albatros erblickt und ich damals auch nicht, aber ihm diente der Vogel mit der größten aller Spannweite als Metapher und mir leuchtete diese unmittelbar ein. Unvergeßlich, wie der Seemann, der das heilige Tier getötet hat, gezwungen wird, dessen Kadaver um den Hals zu tragen. Als wäre dies das wahre Kreuz des Menschen. Umgeben von majestätisch über uns schwebenden Albatrossen kam mir dieses Gedicht in den Sinn, und es erschien mir als Folie für eine gegenwärtige Geschichte geeignet. Eine schwarze Krähe und ein weißer Albatros. „Einerseits: *„Prophet!’ said I, ,thing of evil!- prophet still, if bird or devil!’*“ Andererseits: *„The spirit who bideth by himself / In the land of mist and snow, / He loved the bird that loved the man / Who shot him with his bow.”* Meine Geschichte war aufgehoben zwischen zwei Gedichten, die mich seit der Pubertät beschäftigen. Vielleicht hat Literatur keinen wichtigeren Antrieb, als die Leidenschaften der Kindheit nachzuholen.

Wenn man auf dem Außendeck steht und hinausblickt, läßt sich jegliche Zivilisation leicht vergessen (die leisen Motorengeräusche nimmt das Ohr kaum wahr): kein Flugzeug, kein Treibholz, kein Mast in Sicht, nur Wind und Wellen, nur uralte Formationen aus Eis und Gestein, die sich (noch) ohne unser Zutun wandeln, nur stille Vögel, die flüchtige Nachrichten in den monochromen Himmel zeichnen, die wir nicht entziffern können. Eisberge. Memento mori. Vorratskammern. Sie enthalten das frischeste Wasser und die reinste Luft, die wir auf Erden haben, vor Tausenden von Jahren in die Kristalle eingeschlossen und nun bei langsamer Fahrt schmelzend gelöscht. Das Eis fasziniert mich zunehmend. Es ist das vielfältigste aller Elemente: je nach Lage Festkörper oder Gas oder Wasser. Zudem eine Art Gedächtnis der Erde. Die Eisbohrungen des europäischen Eiskernprojektes in der Antarktis haben schon eine Tiefe von 900 000 Jahren erreicht. Und entlang des Weges hinab wird unsere planetarische Vergangenheit sichtbar. Allmählich entsteht auch in mir eine zärtliche Beziehung zum Eis.

Unser Schiff glitt durch einen natürlichen Kanal, zu beiden Seiten weiße Wände, so weit das Auge hinaufreicht, und vor uns die schwarz schimmernde Oberfläche eines gläsernen Wassers. Die Welt war unmerklich in eine Kreidezeichnung verwandelt worden. Wir standen eingemummt und dichtgedrängt auf dem Außendeck, stumm, regungslos, als wären wir Zeugen einer Segnung. Wir versanken in demutsvolles Schweigen, Ausdruck einer Überwältigung, die sich seit Tagen aufgebaut hatte – seit dem Sichten der ersten Albatrosse, der ersten Eisberge, der ersten Wale, der ersten spitzen Inseln. In der Antarktis verspürt man das Gefühl, eine Zumutung zu sein. Als Mensch. Ein widersprüchliches Gefühl, das zur Misanthropie führt. Oder das einem aufzeigt, daß Humanismus als Ideal nicht mehr ausreicht. Die verzweifelte Unsicherheit des Glaziologen wird genährt von den Pockennarben menschlicher Besiedlung am Rande der Antarktis, von den Ruinen von Walfangstationen, diesen verrosteten Massenvernichtungsanlagen, etwa auf der Insel Südgeorgien. So viel Zerstörung kann der Glaziologe nicht mehr ertragen, nicht einmal als historischen Fakt.

„Die Dieselöltanks sind so ordentlich aufgereiht wie die Gräber, es wurde viel abgekocht in dieser Topfbucht. Die Fabrik zerlegte Walfische, die Zeit zerlegt die Fabrik zu Ruinen. Es lastet eine Stille auf den verfallenden Hallen, die Raubmöwen fliegen nicht tief, sie fliegen anderswo. Die Tranbottiche verströmen einen Gestank, den allein Mnemosyne riechen könnte; inmitten von eingerosteter Vernichtung fällt das Atmen schwer. Einige der Dächer hängen schief zwischen Wolken und wellblechernem Boden, rote Tafeln markieren ein asbestverseuchtes Areal. Vor der Knochenkocherei halten drei Figuren eine Eisenkette fest in den Händen und lehnen sich nach hinten, als würden sie gegen unsichtbare Walfänger tauziehen; einige Flocken Kichern wehen zu mir herüber. Ich würde gerne Abstand gewinnen, aber die schneebedeckten Berge sind ferne Kulissen hinter dem Flensdeck, das den Tod bedeutete. Zwischen Schiffsschrauben und Anker – losgelöst von ihrer Bestimmung taugen sie nur zum grotesken Strandgut – halten einige Eselspinguine Wache, ihren spöttischen Blick hinter rotem Schnabel deute ich als Ausladung. Neben der Mole demonstriert die *Albatros* seit Jahrzehnten Schlagseite, die Harpune inzwischen landwärts gerichtet.“

„Wenn die Antarktis untergeht, geht die Menschheit unter“ – steht im Tagesprogramm des Kreuzfahrtschiffes ohne Angabe, von dem dieses Zitat stammt. Genau dies soll der Roman leisten, daß der Leser diesen Satz wortwörtlich nimmt, daß er sich mit der radikalen Leidenschaft (oder dem vermeintlichen Wahn) des Glaziologen identifiziert. Im besten Fall (welch verwegene Ambition), daß er sich selbst und sein zerstörerisches Potential anders betrachtet.

Kälteidiotie ist ein medizinischer Ausdruck für eine Wahnvorstellung. Der Erfrierende bildet sich ein, ihm sei heiß, er zieht sich aus, obwohl sein Körper stark unterkühlt ist. Wir leiden, denkt der Glaziologe, an einer Wärmeidiotie, wir heizen mehr und mehr auf, obwohl wir dabei sind, eines Hitzetodes zu sterben. Ein Erfrierender ist in dem Stadium der Kälteidiotie nicht in der Lage, sich selbst zu retten.

Nach meiner Rückkehr von der Antarktis war ich entschlossen, diesen Roman zu schreiben, und suchte zum Zweck der weiteren Recherche einen der führenden Glaziologen der Welt auf. Er hörte sich meine Geschichte höflich an, dann fragte er, wie alt meine Hauptfigur sei. So alt wie Sie, antwortete ich spontan, zu meiner eigenen Überraschung (d.h. Anfang bis Mitte sechzig). Ein Wissenschaftler, der ein Leben lang Forschung betrieben hat und seine Arbeit inzwischen in Frage stellt. Als er als junger Doktorand ein Langzeitmeßprojekt an seinem Gletscher einrichtete, ging er wie selbstverständlich davon aus: Wenn wir das Problem richtig analysieren, werden wir es lösen. Wenn wir begreifen, wie etwas lebt, dann können wir es am Leben erhalten. Einst wurde Erkenntnis mit Hilfe eines Mediums gewonnen, die moderne Zukunft würde sich anhand von Messungen offenbaren. Es brauchte nur stichhaltige Beweise, um die Welt zu verbessern. Fortschritt sei nur eine Frage der Präzisionsarbeit. Die Belege dienten dann als Blaupause für richtige Entscheidungen. Es war Anfang der siebziger Jahre, die Gaia-Hypothese wurde unter den jungen Wissenschaftlern heftig diskutiert. Die einst in Delphi verehrte Gaia, wo die Zukunft ekstatisch eruiert wurde. Die Mittlerinnen versanken in äthyleninduzierte Trance, wir produzieren heute

Äthylen in Unmengen, es ist in unserer Kleidung, in den Gegenständen des täglichen Bedarfs, in unserem Körper, wir sind somit zivilisatorisch zu Hellsehern narkotisiert. Damals dachte der Gletscherforscher, daß auch er und seine Kollegen eine höhere Instanz befragen, die Natur, nur daß genauere Fragen präzisere Antworten geben würden. „Für mich waren die Labore die Orakelstätten seiner Zeit. Und jetzt, was ist jetzt? Wir sitzen auf diesem Schiff. Haben wir uns etwa vertan? Kategorisch nein. Ich habe mich nicht vertan, nur etwas nicht bedacht, aus keinem anderen Grund, als daß ich es nicht für möglich hielt: daß man unsere Warnungen in die Wendewinde schlagen würde. Unser Wort wäre Gebot. Das habe ich mir eingebildet. Es hat sich erwiesen, Prophezeiungen sind stärker als Projektionen. Also bleibt uns, nachdem wir uns im Tunnel verirrt haben, nichts anderes übrig, als uns zu blenden.“

In einem Städtchen namens Dage in Tibet gibt es eine Bibliothek, deren Schriftrollen, Sutras aus dem 13. bis 16. Jahrhundert, seit langem nicht mehr eingesehen werden dürfen. Die Priester betrachten die aufgestapelten Schriftrollen und fällen Aussagen über die Zukunft.

Der Professor, der mich in seinem bescheidenen Büro empfing, zeigte mir dann auf einem der Bildschirme Satellitenaufnahmen vom Tod eines Gletschers. Es war eines der bedrückendsten Anblicke meines Lebens. Innerhalb weniger Jahre verliert der Gletscher rasant an Masse, an Volumen. Seine Oberfläche wird dunkler, das Eis absorbiert die Strahlen der Sonne um so stärker, ein tödlicher sich selbst verstärkender Effekt, von den Wissenschaftlern Run-away-Effekt genannt (poetischer vielleicht: *point of no return*). Dann zerfällt der Gletscher in kleine Stücke. „Bruchstücke nur, einzelne Glieder, als wäre sein Leib von einer Bombe zerfetzt worden. Der Steilabfall war vereist, doch weiter unten, vor uns, waren nur noch Fetzen eingedunkelten Eises über den Hang verstreut, wie Bauschutt, der darauf wartete, entsorgt zu werden. Alles Leben war ausgeapert. Ich hab's Ihnen ja gesagt, das wird Sie schwer angehen, das ist kein schöner Anblick. Die Stimme des Wirtes verdunstet in meiner Erinnerung, und ich, berichtete er später am Abend über Bier und Tafelfleisch, ich sei wortlos aus seinem Wagen gestiegen,

ich sei von Eisstück zu Eisstück gegangen, verwirrt wie ein Betrunkener oder ein Blinder, da hab ich denken müssen, sagte der Wirt, an die Seuchenzeit bei uns, als sich die Bauern verabschiedet haben von dem Vieh, das getötet werden mußte. Ich war zu einer solchen Geste nicht fähig, meine Gedanken und Gefühle waren gelähmt. Ich kniete mich nieder neben einem der Überbleibsel, unter dem Kohlestaub, unter der rußgeschwärzten Oberfläche war reines Eis, ich strich mit meinen Fingern über die kalte Seite, über mein Gesicht, nach althergebrachter Manier, mein Begrüßungsritual, früher konnte ich aus vollen Händen schöpfen, frischer Schnee, oder Hände die so kalt wurden, sie erfrischten mein ganzes Gesicht, ich leckte meinen Zeigefinger ab, es schmeckte nach nichts, nach nichts.“

Auch erklärte mir der Professor, weshalb wir die Katastrophen nicht vorausberechnen können. Kein Modell kann das Ungewisse beziffern, die vielfältigen Folgen, die den Prozeß der Erwärmung potenzieren können, etwa weitere Treibhausgase, die durch das Schmelzen des Permafrosts freigesetzt werden. Kein Modell kann Dominoeffekte berücksichtigen. Es handelt sich nicht um einen linearen Verlauf. Kleine Inputs können alles auf den Kopf stellen, so wie ein Eisberg plötzlich umkippen kann (auf youtube kann man einige verwackelte Beispiele sehen), weswegen Passagiere von Kreuzfahrtsschiffen Eisberge nicht betreten dürfen. Und dann ein weiteres Problem: Jede punktuelle Lösung verunsichert das System noch mehr und führt zu einer potentiell unendlichen Zahl von Überraschungen. Übersetzt ins Mythische bedeutet die Komplexitätstheorie, daß unsere aus dem Gleichgewicht geratene Erde ein Labyrinth ist, in dem die allermeisten Abzweigungen in ein jeweils anderes Verderben führen. Mein Optimismus schmolz beim Zuhören dahin. In der Politik hingegen werde behauptet, man müsse A tun, damit B folge, das Problemlösungsverfahren sei linear. Und wie geht es weiter, fragte ich beim Abschied. Das weiß ich nicht, sagte der Professor mit ruhiger Stimme, eines nur erscheint mir gewiß: Bislang ist es stets schlimmer gekommen, als wir Spezialisten es erwartet haben. Nichts deutet darauf hin, daß sich an diesem Gesetz etwas ändern.

Wir Menschen gehen völlig irrational mit Wahrscheinlichkeiten und Plausibilitäten um. In dem vor kurzen in niederländischer Übersetzung erschienen Buch „Angriff auf die Freiheit“ legen Juli Zeh und ich dar, daß der moderne Mensch seinen Instinkt für Gefahr und Risiko verloren hat und deswegen leicht zu manipulieren ist. Ein Beispiel: Es ist völlig absurd, daß wir in den Medien mehr über Terrorismus als über globale Erwärmung lesen. Viele von uns trösten uns damit, daß die katastrophalen Folgen nicht endgültig bewiesen seien. Natürlich sind sie das nicht, aber sie sind plausibel. Und fast jeder von uns hat in seinem Leben einmal eine Versicherung, eine Brandschutz- oder eine Wasserschutzversicherung abgeschlossen, obwohl bekanntermaßen der Notfall bei weniger als einem Prozent der Versicherten eintritt. Wir lassen uns versichern, weil die Gefahr plausibel ist. Es sind oft die falschen Gefahren, die uns ängstigen. Wenn man mit über vierzig Jahren ein Kind zeugen möchte, warnt der Arzt, daß die Gefahr eines mongoloiden Kindes bei zwei bis drei Prozent liegt. Das erschreckt uns, die Wahrscheinlichkeit erscheint uns so hoch! Aber derselbe Arzt teilt mit, daß die Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft bei zwei bis drei Prozent liege. Auch das erschreckt uns: die Wahrscheinlichkeit erscheint uns so niedrig.

Der Gletscherforscher ist aufgewachsen mit Himmel und Hölle, mit Sünde und Sühne, mit Engeln und Dämonen. Er kennt die Genesis fast auswendig: „Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehrt euch und füllt die Erde und macht sie euch untertan und herrscht über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“ Und wenn wir alle Ozeane leergefischt haben? fragt er sich. Über was werden wir dann herrschen? Auch die Psalmen kennt er gut. „Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt. Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände, hast ihm alles zu Füßen gelegt: All die Schafe, Ziegen und Rinder und auch die wilden Tiere, die Vögel des Himmels und die Fische im Meer, alles, was auf den Pfaden der Meere dahin zieht“ (Psalm 8,5-9). Einmal war der Gletscherforscher Zuhörer bei einer Diskussion zwischen einem Philosophen und einem katholischen Theologen, der sich über die modischen Weltuntergangsszenarien mokierte. Als das Publikum Fragen stellen durfte,

meldete er sich zu Wort: "Das muß Ihnen doch recht sein? Sie sehnen doch das Ende der Welt herbei. Aus ihrer endzeitlichen Sicht muß der wachsende CO₂-Ausstoß geradezu als göttliche Subvention zum Erreichen des Klassenziels erscheinen." Das sei eine veraltete Sicht, behauptete der Theologe. Man solle doch die bahnbrechenden Worte des Papstes zu diesem Thema studieren. Natürlich sucht der Gletscherforscher nach dieser Predigt und findet einen Schuldzuweisungsreigen:

„Ein erstes Wetterleuchten einer neuen Gesinnung zeigt sich in der Renaissance etwa bei Galilei, wenn er sinngemäß sagt: Falls die Natur nicht freiwillig auf unsere Fragen antwortet und ihre Geheimnisse enthüllt, werden wir sie auf die Folter spannen und im peinlichen Verhör ihr die Antworten entreißen, die sie nicht gutwillig gibt. Die Konstruktion der Instrumente der Naturwissenschaft ist für ihn gleichsam die Bereitung dieser Foltermittel, in der der Mensch als der absolute Herr sich die Antworten holt, die er von diesem Angeklagten wissen will“ (Kardinal Ratzinger, später Papst Benedikt XVI.). Nicht die Kirche, sondern die Wissenschaft ist schuld. Aber wenn Descartes schreibt, der Mensch sei Herrscher und Besitzer der Natur (*maître et possesseur de la nature*), folgt er nicht konsequent der Entgötterung der Natur, die von dem Christentum (und den anderen abrahamitischen Religionen) konsequent vorangetrieben wurde. Es braucht eine neue Spiritualität, denkt sich der Gletscherforscher, eine, die den Graben zwischen Mensch und Natur, den altpersischen Glauben an eine Endzeit überwindet. Zudem zeichnet sich das westliche Denken durch einen ontologischen Multikulturalismus aus, der davon ausgeht, daß die Natur und somit vor allem der Körper die gemeinsame Dimension alles Lebendigen darstellt, Differenzen zwischen Regenwürmern und Schimpansen, zwischen Punks und Pastoren somit rein kulturell bedingt sind. Vielleicht stimmt vielmehr, was die Indianer im Amazonas glauben: Wir haben alle dieselbe Kultur, nur haben wir verschiedene Naturen. Über eines ist er sich sicher. Spirituell kann nur das sein, was man selbst erfahren und entwickelt hat und nicht etwas Vorgefertigtes.

„Hast du nicht Angst vor der Hölle, fragte sie mich unvermittelt nach dem Aufwachen, wir beide noch unter den Laken, einander zugewandt, ihr Arm ausgestreckt über die Lücke zwischen den beiden Betten, damit ich ihre Finger massieren kann. Ich nahm mir Zeit für meine Antwort, weil ich die Einsicht abschütteln mußte, daß dies unser letztes gemeinsames Aufwachen sein würde. Die Hölle ist kein Ort, antwortete ich schließlich, die Hölle ist die Summe unserer Versäumnisse.“

Natürlich braucht diese Erzählung die subjektive Stimme des Gletscherforschers, eine wütende, verletzte, eigenwillige, radikale Stimme. Die dualistische Struktur fordert aber auch eine zweite Ebene, die unter anderem vermittelt, daß er sich als einsamer Rufer in der Wüste fühlt, als Prophet, der auf dem eigenen Planeten nichts gilt. Das ist die Kakophonie der Welt, diese Überstimmigkeit, dieses heillose Nebeneinander von Geschwätz und Rede. Die vielen öffentlichen Verlautbarungen der Medien. Die zweite Erzählebene muß das bittere Schicksal des Helden auflösen in einem verbalen Eintopf. Und das hört sich folgendermaßen an:

„Das sind Traummaße, kräht kein Hahn danach, einfach Glück gehabt, das kannst du abschminken, greifen Sie zu, solange der Vorrat reicht, niemand stellt es in Frage, Sir, Alarmierungssignal auf 406 MHz, um 15:21, heute wurden von Vertretern der Regierung und der Industrie längere Laufzeiten vereinbart, absolute Traummaße, die muß man sich auf den Lippen zergehen lassen, Notfunkbake? Ja, Sir. Welches Schiff? Das wissen wir noch nicht, Sir, die Fresken werden seit letzter Woche renoviert, die Kapelle wird den ganzen Sommer geschlossen bleiben, es tut mir leid, daß Sie den weiten Weg hierher umsonst auf sich genommen haben, ein Sprecher der Industrie erklärte: Wir brauchen für alles längere Laufzeiten, wir dürfen uns nicht unter Druck setzen lassen, storniert, eine Frage an Ihren Gast, an Bischof Böhnke?, ja, an den Herrn Bischof, den möchte ich fragen, die Arche, wie in Arche Noah, wenn man die ersten zwei Buchstaben verdreht, das A und das R, dann wird aus Arche Rache, nicht wahr, was hat das zu bedeuten?, es ist mir eine Ehre und eine ganz besondere Freude, Ihnen heute abend einen unserer führenden Wissenschaftler, niemand stellt es in Frage, wir müssen die Leerstellen zutexten, potentiell bleibt da was hängen, das uns in die Bredouille reiten könnte, ich habe eine Positionsangabe, Sir: W64'33 S 43'22, alle Krähen, ich habe es satt, unter dem

Himmel, die gefühlte Temperatur lag höher, sind schwarz, was für Traummaße, Wünsche gehen hier in Erfüllung, ein Divertimento wie bestellt zu diesem traumhaften Nachmittag, im Windschatten fährt es sich natürlich leichter, storniert, du mußt mehr Butter bei die Fische geben, gilt bereits als beschlossene Sache, das Museum hat leider zu, ein Wasserschaden, das Dach war alt und baufällig, das kommt davon, wenn man die Renovierung hinausschiebt, etwas stimmt nicht, Sir, wir haben weiterhin keinen Funkverkehr mit der *Hansen*.“

Wenn man sich lange Zeit mit diesem Thema beschäftigt hat, denkt man obsessiv wie ein Fachmann und trägt seine unversöhnlichen Erkenntnisse vor sich her:

- Die Katastrophen rasen schneller auf uns zu, als wir glauben.
- Kleine Schritte werden nicht ausreichen. Manche von uns überlegen sich noch, ob wir Energiesparlampen benutzen sollen. Das mag nützlich sein, um ein kritisches Bewußtsein zu entwickeln, aber es ist so gut wie irrelevant für den Ausgang der klimatischen Krise.
- Es ist jetzt schon zu spät, eine humane Anpassung ohne viele Opfer umzusetzen. Manche Katastrophen werden wir nicht mehr vermeiden können, egal was wir von jetzt an tun. Erwärmung klingt kuschelig, übersetzt ins Soziale bedeutet dieses Wort Massenflucht, Hungersnot, Krieg. Alle lebenden Systeme auf der Welt sind auf dem Rückmarsch, weil wir die Biosphäre degradieren. Hauptverantwortlich ist unsere Take-make-waste-Wirtschaft, angetrieben von fossiler Energie. Die Pathologien des Kapitalismus heißen Verbrauch und Verschwendung. Die einzige Kraft auf der Welt, die mächtig, reich und durchdringend genug ist, diesen Zustand zu verändern, ist die Kraft, die diesen Zustand bedingt. Das wird sie nicht tun, also muß sie überwunden werden. Was kann die Literatur anderes tun, als einen Einzelnen zu beschreiben, der sich wehrt.